

Piedoso Manave

DDR-Bilder

Ich wurde in Maputo, der Hauptstadt von Mosambik, geboren. Von der DDR wussten wir aus dem Fernsehen. Das war politisch so gewollt. Der Jugend sollten sozialistische Länder und das Leben dort vermittelt werden. Es gab auch Jugendfilme aus der DDR, um das Land kennenzulernen. Wir wussten, dass die DDR ein Industriestaat war, ein gutes Gesundheitssystem besaß und es an Nahrungsmitteln nicht mangelte. Auch erzählten Vertragsarbeiter, die aus der DDR zurückkamen, von diesem Land. Manches war reine Flunkerei, zum Beispiel, dass man das Bier aus dem Wasserhahn zapfen könne. Wir sahen das Schöne, bei uns herrschten Hunger und Bürgerkrieg. Ich war in einem Alter, in dem ich zur Armee hätte eingezogen werden sollen. Weder verstand ich den Sinn des Krieges noch wollte ich Opfer dieses Krieges werden. Ich wollte raus aus dem Land, die DDR erschien mir wie eine Verheißung. So wurde ich 19-jährig Vertragsarbeiter, mit dem Ziel, vier Jahre in der DDR zu arbeiten und dort eine Ausbildung zum Tischler zu machen.

Niesky/Lausitz

Im November 1986 kam ich mit einer Gruppe von circa 50 Männern auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld an. Von dort fuhren wir mit dem Bus nach Niesky in der Lausitz. Im dortigen Waggonbaukombinat, das damals so um die 1000 Werktätige hatte, sollten wir arbeiten. Wir waren in Arbeiterwohnheimen untergebracht und wurden im Betrieb auf die verschiedenen Gewerke verteilt. Ich hatte einen dreimonatigen Sprachkurs, danach fanden Fach- und Sprachausbildung statt. Ich arbeitete und lernte gleichzeitig.

Niesky war eine Kleinstadt in der Nähe zur polnischen Grenze und hatte außer ein paar Jugendclubs und Gaststätten nicht viel zu bieten. In unserer Freizeit haben wir viel Sport getrieben. In Maputo spielte ich Basketball und arbeitete auch als Trainer. Leider haben wir in Niesky keine Basketball-Mannschaft zusammenbekommen. Vereinzelt gab es gute Kontakte zur einheimischen Bevölkerung, zum Beispiel die Kollegen, mit denen man unmittelbar zusammenarbeitete. Mein Ausbilder, der bei sich zu Hause noch eine kleine Tischlerwerkstatt betrieb, brachte mir sehr Vieles bei und führte mich auch in seine Familie ein. Manchmal trafen wir uns draußen auch mit ein paar deutschen Jugendlichen. Aber gewollt war das alles nicht. Die Begegnungen mit den Einheimischen waren wirklich schwierig. Von Ausländerfeindlichkeit hatte ich gehört, wusste aber nicht, wie sie sich im Alltag manifestiert. Lief man den Gehweg entlang, wechselten die Leute die Straßenseite. Es gab Pöbeleien und Beschimpfungen. Vor Angriffen wurden wir nicht richtig geschützt, so dass es zu Streitereien, auch Schlägereien kam. Überall spürten wir die Ablehnung und so beschloss die Kombinarsleitung, unsere Gruppe aufzulösen und auf andere Städte in der DDR zu verteilen. Nach anderthalb Jahren verließen wir Niesky. Ich selbst hatte das Glück, in Halle zu landen.

Halle - Wendezeit

Im Mai 1988 begann ich in Halle im Waggonbau Ammendorf zu arbeiten und setzte meine Ausbildung fort. Auch hier lebten wir in Arbeiterwohnheimen. In meiner Freizeit ging ich spazieren oder am Abend in die Disko. Im Vergleich zu Niesky war Halle eine Befreiung. Die

Menschen hier in der Stadt waren offen und viel toleranter gegenüber Ausländern. Vielleicht lag das daran, dass in Halle als Universitätsstadt schon immer viele internationale Studierende lebten. Jedenfalls war die Akzeptanz größer und ich konnte mich ganz anders in dieser Stadt bewegen.

Die Demonstrationen 1989 habe ich beobachtet. In unseren Verträgen war vereinbart, dass wir uns als Vertragsarbeiter nicht an solchen Aktivitäten beteiligen dürfen. Deshalb blieb ich fern. Am 9. November war ich im Wohnheim und wir verfolgten die Ereignisse und das Geschehen am Fernseher. Zuerst waren da bei mir der Schock, die Angst und die Unsicherheit, was der nächste Tag bringen würde. Würden unsere Verträge weiter bestehen? Wer würde darüber entscheiden und wie? Am nächsten Tag war Halle dieselbe Stadt, aber politisch hatte sich alles geändert. Als sich die Hallenserinnen und Hallenser ihr Begrüßungsgeld abholten, fühlten wir uns als totale Außenseiter. Die 100 D-Mark richteten sich an die Deutschen in der DDR. Bald darauf regelten die Regierungen unsere Rückkehr nach Mosambik. Aber meine vereinbarten vier Jahre Vertragsarbeit waren noch nicht um und der Waggonbau, ein großer und traditionsreicher Betrieb, wurde nicht geschlossen, sondern produzierte weiter.

Im November 1990 lief dann mein Vertrag aus und ich stand auf der Liste für die Rückkehrer. Doch es gab einen Heimleiter, der sich für mich und zwei andere einsetzte. Ich weiß nicht, was er alles unternommen hat, aber er erreichte einen Aufschub und mir wurde erst im Mai 1991 gekündigt. Damit war ich länger als die vereinbarten vier Jahre in Deutschland und durfte bleiben.

Halle - Arbeiten und Lernen

Nach der Kündigung war ich arbeitslos. Tischler wurde nicht gebraucht und ich überlegte, was ich tun könnte, um mein Leben selbst zu gestalten. Das Arbeitsamt vermittelte mir eine einjährige Umschulung zum Schweißer, aber in diesem Beruf habe ich nicht gearbeitet. Dann arbeitete ich vier Jahre in einem Bauunternehmen. In dieser Zeit heiratete ich 1992 und holte meinen erweiterten Realschulabschluss an der Abendschule nach, weil mein Schulabschluss aus Mosambik nicht als vollwertig anerkannt wurde. Daran schloss ich eine zweijährige Ausbildung zum Bautechniker an. Ich wollte im Baubereich arbeiten und mich irgendwann in Richtung Ingenieurwesen qualifizieren. Aber es gab eine Krise in der Branche, ich wurde entlassen und musste mich neu orientieren.

Einer Beraterin vom Arbeitsamt fiel mein Abschluss als Tischler auf und fragte mich, ob ich mir vorstellen könne, mit benachteiligten Jugendlichen zu arbeiten, um ihnen handwerkliche Kenntnisse zu vermitteln. Das konnte ich und absolvierte einen sechsmonatigen Kurs für die Ausbilder-Eignung. Seitdem arbeitete ich im Bildungsbereich für unterschiedliche freie Bildungsträger in der Stadt. Ich habe Jugendliche in verschiedenen Bereichen ausgebildet und immer, wenn mir eine Qualifikation fehlte, bildete ich mich in Kursen weiter. In der Jugendwerkstatt „Frohe Zukunft“, einem gemeinnützigen Verein und großen Anbieter für benachteiligte Kinder, Jugendliche und Erwachsene, habe ich viele Jahre als pädagogischer Mitarbeiter gearbeitet. Mit meinem handwerklichen Wissen und Können betreute ich Jugendliche, die versuchten, ihren Hauptschulabschluss nachzuholen. Eher sozial orientiert begleitete ich junge Menschen in ihrem Schulalltag, um sie zu motivieren, einen Abschluss zu schaffen, organisierte Praktika und wenn möglich, einen Ausbildungsplatz für sie. Mit Langzeitarbeitslosen habe ich im Garten- und Landschaftsbau gearbeitet und versuchte, ihnen in ihren sehr verschiedenen Problemlagen zu helfen. Für Berufsschullehrerinnen und -lehrer konzipierten und organisierten wir Weiterbildungen zu Fragen von interkultureller

Kompetenz und Öffnung, weil es hier einen deutlichen Nachholbedarf gab und gibt. Aus alldem ergab sich für mich die Möglichkeit, ein berufsbegleitendes Studium zu absolvieren. Im Fernstudium studierte ich „Soziale Arbeit“, das ich 2015 abschloss. Heute arbeite ich bei einem gemeinnützigen Verein und freiem Träger der Jugendhilfe. Ich bin Hortleiter und trage die Verantwortung für 22 Kolleginnen und Kollegen.

Engagiert

Als ich mit benachteiligten Jugendlichen zu arbeiten anfang, war ich nur wenige Jahre älter als sie. Womöglich war das für mich ein Vorteil. Es ist mir danach immer leichtgefallen, einen Draht zu den Jugendlichen herzustellen, egal ob sie Lernschwierigkeiten, soziale Probleme in der Schule hatten oder aus schwierigen familiären Verhältnissen kamen. Vielleicht lag es auch daran, dass wir irgendwie das gleiche Schicksal teilten. Sie waren in der Gesellschaft benachteiligt und konnten sehen, dass ich aufgrund meiner Herkunft ebenfalls benachteiligt war. Einige von ihnen hegten mir gegenüber viele Vorurteile. Das war nicht immer einfach, aber sie merkten auch, dass ich ihnen wirklich etwas beibringen wollte und konnte. Ich habe ihnen Mut gemacht, ihnen gesagt, dass sie auch wichtig sind, nicht weniger wert als andere. Und ich habe ihnen gesagt, dass ich sie so akzeptiere, wie sie sind. Was ich ihnen beibringen konnte, tat ich auf Augenhöhe, vielleicht klappte und klappt es deshalb mit dem Miteinander.

Nach der Wiedervereinigung überlegte ich kurz, mich in die Kommunalpolitik einzumischen. Aber ich bin kein guter Rhetoriker, deshalb ließ ich die Überlegung wieder fallen. Ansonsten bin ich ein politisch engagierter Mensch. Veränderungen kommen nicht von allein, da muss man agieren. Ich habe in vielen migrantischen Vereinen, die gegründet wurden, mitgearbeitet. Von Anfang an unterstützte ich das Eine-Welt-Haus, war in kirchlichen Begegnungsstätten zugegen, um die kulturelle Öffnung voranzutreiben. 1993 stimmte ich dafür, die „Interkulturelle Woche“, die im Westen schon lange etabliert war, auch nach Halle zu holen. Ich bin dafür eingetreten, dass wir ein Teil dieser Gesellschaft sind. Wann immer man meine Stimme braucht, um Interessen von Migrantinnen und Migranten zu forcieren, bin ich dabei.

Osten, Westen

Irgendwann nach dem Mauerfall war ich auch im Westen, nun, in Westberlin, genauer Zoologischer Garten. Die Bilder, die ich in Mosambik von der DDR hatte, waren vermischt. Da flossen kapitalistische und sozialistische Momente zusammen. Jetzt konnte ich genauer schauen – es waren zwei sehr verschiedene Welten. Der Gedanke war da, in den Westen überzusiedeln, die Möglichkeit aber nicht. Zunächst hatten wir keinen gültigen Pass und nach der Wiedervereinigung kam der Kapitalismus in den Osten. Der Kapitalismus, mit dem ich immer ein wenig geliebäugelt hatte, war nun da. Aber ich bekam auch mit, dass die Regierung unter Helmut Kohl nichts mit uns anzufangen wusste. Wozu sollte ich ins Unbekannte gehen und wieder von vorn beginnen? In Halle hatte ich schon ein paar Wurzeln geschlagen und so sagte ich mir, ich bleibe hier. Mosambik ist ein ostafrikanischer Staat, die DDR war ein ostdeutscher Staat. Ich bin zweimal Ossi.

Die Lebensweise der Ost- und Westdeutschen ist nach wie vor verschieden, das beginnt schon bei den Löhnen und Gehältern und äußert sich in der Art des Auftretens. Im Westen zeigt man, was man hat und man zeigt es schnell, wenn man es hat. Im Osten hat man vielleicht etwas, aber das muss man nicht zeigen. Es braucht bestimmt noch Zeit, bis die

verschiedenen Lebensweisen verstanden und die existierenden Vorurteile gegenüber dem Osten bzw. gegenüber dem Westen abgebaut werden.

Heimat

Heimat kann man so oder so bezeichnen. Heimat ist für mich da, wo ich geboren wurde, wo meine Wurzeln sind, wo meine Eltern, Onkel, Verwandtschaft sind. Aber Heimat ist für mich auch ein Ort, wo ich leben kann, wo ich mich sicher fühle. Was nützt mir die Heimat, in der ich geboren wurde, wenn dort die Bedingungen so schlecht sind, dass ich kaum leben, geschweige mich entwickeln oder entfalten kann? Was nützt mir die Heimat, in der ich geboren wurde, wenn dort kein Frieden herrscht? Hier ist der Ort, wo ich lernen konnte, wo ich erwachsen wurde, wo ich die Liebe kennengelernt habe. Hier fühle ich mich mehr sozialisiert als dort. Hier fühle ich mich wohl und sicherer. Dieses Land bezeichne ich als meine zweite Heimat.

Ratschlag fürs Hierbleiben

Den Menschen, die kommen, um zu bleiben, kann ich nur sagen: In Deutschland gibt es die Möglichkeit, fast alles zu werden, was man werden möchte. Die Bedingungen sind da, man muss sie nur zu nutzen wissen. Die Möglichkeiten sind heute ganz andere als damals. Das beginnt schon beim Sprachkurs und anderen staatlichen Unterstützungen. Das gab es bei uns in der Form nicht. Wir mussten bei Null anfangen. Heute ist es wie ein Geschenk und ich kann nur raten, sich dafür zunächst zu bedanken, hier zu sein. Natürlich bekommt man hier nichts geschenkt. Aber es gibt Möglichkeiten zu kämpfen und weiterzukämpfen, um seinen Traum zu verwirklichen. Auch kann ich raten, wer kommt, sollte die Dinge schätzen, die möglich sind. Es gibt eine Unterkunft, es gibt Verpflegung und es gibt die Möglichkeit, etwas zu lernen. Das kommt nicht von ungefähr. Zu unserer Zeit haben wir begonnen, uns viele Sachen zu erkämpfen, die nun staatlich verankert sind. Dieser Staat stellt Hilfen zur Verfügung.

Deutschland hat ein großes Herz, es sind hier nicht alle Rassisten. Die gibt es auch, aber man kann nicht verallgemeinern. Wer laut Rassismus schreit, dem sage ich, Rassismus gibt es überall. Und ich frage ihn, wo genau ist dein Problem, wo könnte die Lösung sein? Ich rate, vor dem Meckern einfach einmal nachzudenken. Es ist nicht alles gut, aber man macht es nicht besser, wenn man nicht selbst nach Lösungen schaut. Jungen Menschen rate ich, sich an die Spielregeln zu halten und zu schauen, wo man eine gute Ausbildung finden kann. Mit einer Ausbildung legt man in Deutschland das Fundament für ein selbstbestimmtes Leben, das viele Türen öffnen kann. Dass ich heute hier stehe, habe ich nicht geschenkt bekommen. Ich habe gekämpft und viel Hilfe und Unterstützung von einigen Menschen erhalten, die immer mit Ratschlägen an meiner Seite standen. Diesen Menschen bin ich sehr dankbar.